

Martin Pollack  
Dankrede zur Verleihung des Leipziger Buchpreises  
zur europäischen Verständigung im Gewandhaus  
Leipzig am 16. März 2011

Sehr geehrte Damen und Herren,

Zunächst möchte ich mich für die ehrende Auszeichnung bedanken, die der Leipziger Buchpreis zur europäischen Verständigung bedeutet. Mein Dank gilt den Trägern des Preises, voran der Sächsischen Staatsministerin für Wissenschaft und Kunst, Freifrau Sabine von Schorlemer und dem Oberbürgermeister von Leipzig, Burkhard Jung, den Mitgliedern der Jury, die mich ausgewählt haben, und allen, die vor und hinter den Kulissen zum Ausrichten dieses Preises beitragen. Ein ganz herzliches Dankeschön will ich Sibylle Lewitscharoff sagen für ihre wunderbare Laudatio, die mich nun gerührt und beschämt vor Ihnen stehen lässt. Und Ihnen allen hier im Saal danke ich, dass Sie gekommen sind.

Mit dem Leipziger Buchpreis verbinden mich schöne, weit zurückreichende Erinnerungen. Ich war schon einmal bei der Verleihung zugegen, das war 1994. In jenem Jahr erhielt mein Freund Ryszard Kapuscinski die damals zum ersten Mal verliehene Auszeichnung. Mir fiel die Aufgabe zu, seine Dankesworte zu übersetzen. Ich glaube mich sogar zu erinnern, dass ich vor siebzehn Jahren hier in Leipzig seine Rede vortrug, allerdings nicht im Gewandhaus, sondern in einem kleineren Rahmen. Kapuscinski sprach vom Aufbau eines neuen Europas, der mit einer Erweiterung seiner Grenzen einhergehen müsse, und er warnte davor, unseren Kontinent gegen die übrige Welt abzuschotten und in eine Festung verwandeln zu wollen. Das sei unrealistisch und widerspreche dem Geist Europas. Unter Europa, so Kapuscinski damals, dürften wir nicht nur Paris, Köln und Rom verstehen – und nicht nur Budapest, Prag und Warschau,

würden wir aus heutiger Sicht hinzufügen. Selbstverständlich gehören auch Kiew dazu, Lemberg, Iwano-Frankiwsk, das früher Stanislawiw, Stanislawów oder Stanislau hieß, und Charkiw, ebenso wie Chisinau, die Hauptstadt der Republik Moldau, die belarussische Metropole Minsk und Kapuscinskis Geburtsstadt Pinsk. Alles Orte, untrennbar verbunden mit Europa, auch wenn sie in Folge oft absurd anmutender Peripetien der Geschichte nun außerhalb jener Grenzen liegen, die manche für den neuen Limes halten, den es gegen fremde Barbaren zu verteidigen gilt.

Als wir uns 1994 in Leipzig trafen, sprach Kapuscinski mit mir über sein Vorhaben, ein Buch über Pinsk zu schreiben. Wir saßen bei einem Glas Wein in einem Lokal, dessen Namen ich nicht mehr weiß, als er von Pinsk und Bialorus, Belarus, Weißrussland zu erzählen begann. Er sprach voll Wärme, ja Nostalgie vom Land seiner Kindheit, von dessen atemberaubender Schönheit, von den schier endlosen Sümpfen und vielen Flussläufen, die in der Vorstellung eines Kindes die ärmliche Provinzstadt mit der ganzen Welt verbanden. Es sei schade und eine Schande, so klagte er, dass wir so wenig von dieser nahen und doch so fernen Welt wüssten, von den Menschen, Weißrussen, Juden und Polen, und ihrem Zusammenleben, von ihrer Kultur und Geschichte. Mit dem Buch über Pinsk wollte uns Kapuscinski die Region näher bringen, unser Interesse und Verständnis für sie wecken. Sein früher Tod hat das verhindert.

Seit unserem damaligen Gespräch hat sich die Situation natürlich verändert. Das freie und wohlhabende Europa hat seine Grenzen nach Osten verschoben, aber verschwunden sind diese Grenzen nicht. Im Gegenteil. Die neuen Grenzen, die unseren Kontinent zerschneiden, werden nicht weniger streng bewacht als zu Zeiten des Kalten Krieges, allerdings stellen jetzt wir die unerbittlichen Wächter. Diesmal sind wir es, die Bewohner der westlichen Länder, die sich hinter raffiniert gesicherten Grenzen verschanzen und verlangen, diese immer noch dichter zu machen,

um die Anderen, die weniger Bemittelten, die weniger Freiheit genießen als wir, draußen zu halten. Draußen vor den Grenzen des neuen Europas. Dieses Verdikt gilt auch für unsere Nachbarn, mit denen uns so viel verbindet, historisch wie kulturell. Etwa für Belarussen, Ukrainer, die Bewohner der Republik Moldau oder Serben. Daran kann auch die Tatsache nichts ändern, dass manche von ihnen Nachfahren unserer Landsleute sind, die vor nicht einmal hundert Jahren in einem gemeinsamen Staat mit uns lebten, den wir heute, ich spreche als Österreicher, so gern nostalgisch verklärt sehen. Was die Enkel und Urenkel unserer einstigen Mitbürger angeht, sind wir weniger gefühlsselig. Wenn sie auf die Idee kommen, uns besuchen zu wollen, müssen sie sich peinliche Befragungen gefallen lassen, um dann in vielen Fällen erst recht abgewiesen zu werden, meist ohne ersichtlichen Grund. Bedürftige Verwandte und Nachbarn will man sich möglichst vom Leibe halten, Armut wirkt störend, außerdem könnten sie unsere Sicherheit und Ordnung oder zumindest unseren Wohlstand gefährden. Für Autoren und Kunstschaffende lassen wir manchmal mildernde Umstände gelten, aber verlassen sollten sie sich darauf nicht.

Diese abwehrende Haltung schlägt sich auch in unserem Verhältnis zu diesen Ländern und Kulturen nieder. Zwar ist es gelungen, manche weißen Flecken auf unseren literarischen Landkarten zu tilgen. Schriftsteller, die noch vor ein paar Jahren nur Eingeweihten bekannt waren, genießen heute im deutschen Sprachraum die ihnen gebührende Anerkennung, zum Beispiel Juri Andruchowytch, Oksana Zabuzhko oder Serhij Zhadan, um ein paar ukrainische Autoren herauszugreifen. Das Buch des belarussischen Autors Artur Klinau über seine Heimatstadt Minsk wurde mit großem Interesse aufgenommen, und dasselbe wünsche ich seinem Landsmann Alhierd Bacharevic, dessen Roman „Die Elster auf dem Galgen“ vor kurzem in deutscher Übersetzung erschien. Eine ebenso

aufschlussreiche wie beklemmende Lektüre. Zeitschriften wie „Osteuropa“, Internetforen, einzelne Verlage und Übersetzer leisten eine großartige Vermittlungsarbeit, aber nach wie vor entgeht uns viel. Weil wir zu wenig wissen, zu wenig lesen, weil zu wenig übersetzt wird, weil die meisten Verlage zu wenig wagen, weil es noch mehr Förderungen brauchte, es gibt zahlreiche Gründe, warum die Situation so ist wie sie ist, nämlich unbefriedigend. Nicht nur für unsere Freunde, denen die ihnen zustehende Beachtung versagt wird, sondern auch für uns, die wir so viel Interessantes, Aufregendes, Schönes, auch Beängstigendes, den Atem Abschnürendes versäumen, so viel lesenswerte Autoren und Bücher gar nicht wahrnehmen.

Dasselbe gilt für die politischen Vorgänge in jenen Regionen, die wir leichtfertig der anderen, inferioren Seite Europas zurechnen. Wir haben uns damit abgefunden, dass Werte wie die Freiheit des geschriebenen und gesprochenen Wortes, freie Wahlen, die Freiheit, seine Meinung ungehindert zum Ausdruck zu bringen, in manchen europäischen Ländern keineswegs selbstverständlich sind. Etwa in Belarus. Seit Dezember vorigen Jahres sitzen dort oppositionelle Politiker und Teilnehmer friedlicher Demonstrationen in Haft, einige wurden inzwischen in offensichtlich gelenkten Prozessen zu mehrjährigen Gefängnisstrafen verurteilt. Wegen Beteiligung an Massenunruhen, Verunglimpfung nationaler Symbole und Hooliganismus. Der Präsidentschaftskandidat und Schriftsteller Vladimir Neklajev wurde während einer Demonstration von Sicherheitskräften zusammengeschlagen und schwer verletzt, nach mehrwöchiger Haft wurde er entlassen – und unter Hausarrest gestellt.

Zahlreiche Künstler und Autoren sehen angesichts der gewaltsamen Repressionen keinen anderen Ausweg mehr, als das Land zu verlassen. Viele sind bereits emigriert und müssen sich auf längere Aufenthalte in der Fremde einrichten. Alles deutet darauf hin, dass die ohnehin nur allzu

engen Freiräume, die sich die unabhängige belarussische Kunst- und Kulturszene in den letzten Jahren erkämpft hat, nun vom Regime Lukaschenko unter Einsatz brutaler Gewalt wieder zugeschnürt und zerstört werden sollen.

Zu den ersten Opfern der staatlichen Willkür zählen auch diesmal Künstler und Schriftsteller. „In Belarus wird heute jeder Versuch, anders zu denken, brutal unterdrückt“, schreibt mir mein Freund Alhierd Bacharevic. „In der Gesellschaft herrscht eine Paranoia, wie wir sie in der jüngeren Geschichte unseres Landes noch nie erlebt haben.“ Alhierd Bacharevic lebt zur Zeit in Deutschland, an eine Rückkehr nach Belarus ist unter den gegebenen Umständen nicht zu denken.

Die Russisch schreibende belarussische Autorin Svetlana Aleksijevic wandte sich vor kurzem in einem offenen Brief an den Diktator. Darin heißt es: „Wir sind wieder in den dreißiger Jahren gelandet. Es fehlt nicht mehr viel und wir werden wieder Schauprozesse haben.“ Svetlana Aleksijevic erhielt 1998 den Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung, sie lebt seit Jahren im Ausland.

Kann man bei den Prozessen der jüngsten Zeit bereits von Schauprozessen sprechen? Immerhin wurden Angeklagte gefoltert und zu öffentlichen Geständnissen gezwungen. Oder stehen Schauprozesse nach sowjetischem Muster noch bevor? Und wie wird das freie Europa darauf reagieren?

Bei aller Empörung über Gewalt und Willkür in Belarus dürfen wir uns nicht anmaßen, die Werke belarussischer Autoren so zu lesen, als handle es sich um politische Manifeste. Die Literatur entsteht in einer wesentlich von der Politik beeinflussten Atmosphäre, vor allem in Ländern wie Belarus, das heißt jedoch nicht, dass wir sie auf politische Inhalte und Bedeutungen reduzieren dürften. Das literarische Wort muss seine Autonomie behalten.

Belarus ist ein Schandfleck für Europa, aber auch in anderen Ländern erleben die Demokratisierungsprozesse dramatische Rückschläge. Zum Beispiel in der Ukraine. Nach der Orangen Revolution haben wir den Aufbruch des Landes mit Bewunderung verfolgt, das kam auch der Literatur zugute. Neben bekannten Autoren wie Juri Andruchowytsh, Oksana Zabuzhko oder Andrej Kurkow tauchten neue Namen auf: Jurko und Taras Prochasko, Natalka Snyadanko, Lubko Deresch, um nur ein paar zu nennen.

Inzwischen hat das Interesse wieder nachgelassen, obwohl die politische Situation sich zugespitzt hat. Oder vielleicht gerade deswegen? Wie auch immer, jedenfalls findet auch in der Ukraine seit dem Machtwechsel eine systematisch vorangetriebene Aushöhlung der Demokratie statt. Die politische Opposition, kritische Medien und unabhängige Künstler und Kulturschaffende werden, ähnlich wie in Belarus, zunehmend eingeschüchtert und unter Druck gesetzt. So wurde eine bekannte Autorin, Trägerin der höchsten staatlichen Auszeichnung für Literatur, des Taras-Schewtschenko-Preises, von der Miliz und Organen des Justizapparates, drangsaliert und bedroht, von der Generalstaatsanwaltschaft wurde sie, ihren eigenen Worten zufolge, förmlich „umzingelt“, nur weil sie in einem Buch eine Bemerkung über ein Denkmal für den Großen Vaterländischen Krieg in Kiew gemacht hatte, die in manchen Ohren despektierlich klang. Ein kommunistischer Abgeordneter und Vertreter des Veteranenverbandes empörte sich darüber und setzte eine regelrechte Lawine von Einschüchterungsmaßnahmen gegen die Autorin, ihre Familie, ihre Freunde und den Verlag in Gang. Die Autorin heißt Maria Matios, sie ist in der Ukraine sehr bekannt, doch das konnte sie vor der staatlich gelenkten Hasskampagne nicht schützen. Die bizarren Vorgänge fanden sogar im deutschen Sprachraum Beachtung,

obwohl die Bücher der wunderbaren Autorin bis heute nicht übersetzt sind.

Was für ein Versäumnis!

Was mit Maria Matios geschah, ist kein Einzelfall. Alle meine Freunde in der Ukraine berichten von einer Rückkehr der Angst, einer Rückkehr der staatlichen Willkür, der Bespitzelung und des Misstrauens. Als ich im September vorigen Jahres Juri Andruchowytsh in Berlin traf, erschien er mir niedergeschlagen, bisher hatte ich ihn stets optimistisch und zuversichtlich erlebt. Es sei erschreckend, so sagte er, wie rasant sich die Rückkehr zur Diktatur vollziehe – und wie wenig der Westen diesen Prozess beachte. Als er mir vor wenigen Wochen schrieb, klang er noch düsterer: „Man spürt täglich, wie die Gewalt näher kommt: Drohungen, Einschüchterungen, Verhaftungen, Blut, Waffen, Morde, Attentate.“ Und warnend fügte Juri hinzu: „Wenn Europa eines Tages in der Ukraine so etwas wie einen zweiten Balkan erlebt, sollte sich keiner wundern.“

Meine Freundin Nataalka Snyadanko, eine junge Autorin aus Lviv, sieht die Lage ähnlich pessimistisch. Sie bekomme zunehmend zu spüren, wie in den westlichen Ländern das Interesse an den Vorgängen in der Ukraine nachlasse, teilte sie mir kürzlich mit. Das empfinde sie als enttäuschend: „Ignoranz statt Unterstützung in schwierigen Zeiten ist nichts Neues, aber ungerecht ist es schon.“

Politisch hat Europa bisher nicht viel erreicht, um diesen Entwicklungen entgegenzuwirken. Umso mehr liegt es an uns Intellektuellen, Autoren, Übersetzern, Verlegern, Journalisten, die Bedenken und Sorgen unserer Freunde auf der anderen Seite Europas zu zerstreuen, umso mehr müssen wir uns bemühen, ihnen und ihren Werken alle Türen zu öffnen. In unserem eigenen Interesse.

Martin Pollack